



Februar 2004
 erstmalig Platz eins in
 der Weltrangliste. Federer
 behält diese Platzierung
 237 Wochen lang.

Ganz großes Tennis

Roger Federers Weltranglistenplatzierung
 seit dem Einstieg in die Top 100

Juli 2016
 sechsmonatige
 Verletzungspause

10.
20.
30.
40.
50.
60.
70.
80.
90.
100.

September 1999
 erstmaliger Sprung
 in die Top 100

Turniersiege



2000 | 2005 | 2010 | 2015 | 2020

QUINN ROONEY / GETTY IMAGES

Mr Nice

Idole Mit 20 Grand-Slam-Siegen ist Roger Federer der erfolgreichste Tennisspieler aller Zeiten. Auf Afrikareise mit einem Mann, der immer alles richtig macht. *Von Marc Hujer*

Zwei Tage bevor er ein weiteres Mal Tennisgeschichte schreiben wird, sitzt Roger Federer in einem weißen Mercedes-Kleintransporter auf dem Weg zum State House von Windhuk. Der namibische Präsident Hage Geingob hat ihn zu einem Gespräch eingeladen. Er will einmal den größten Tennisspieler aller Zeiten treffen, den er nur aus dem Fernsehen kennt.

Federer trägt ein weißes Poloshirt seines Sponsors Uniqlo, dazu Laufschuhe und eine dunkelgraue Stoffhose, ein eher lässiges Outfit für einen Präsidentenbesuch.

Als der Kleinbus den Innenhof des Präsidentenpalastes erreicht, streift sich Roger Federer schnell noch ein dunkelblaues Sakko über und rafft die Ärmel bis über die Ellenbogen, als suchte er das richtige Maß zwischen Coolness und Protokoll. Dann steigt er aus. Er muss nur noch schnell sein Gastgeschenk aus dem Kofferraum holen.

Eine halbe Stunde dauert das Gespräch mit dem Präsidenten, in dem alles sehr heiter und höflich zugeht. Es dreht sich um die Stiftung von Roger Federer, um die starke Rolle ihrer Frauen und die sieben Matchbälle, die Federer zuletzt im Viertelfinale der Australian Open abgewehrt hat. Schließlich bittet der Präsident darum, mit ihm gemeinsam vor die namibische Presse zu treten, zur Geschenkübergabe.

Federer wird reichlich beschenkt: eine gerahmte Lithografie mit Oryxantilopen, eine handgefertigte Ledertasche sowie ein Zebrafell mit Zertifikat. Und als wäre das alles nicht schon genug, verspricht der Präsident Federer auch gleich noch die namibische Ehrenbürgerschaft, sollte er noch mal nach Namibia kommen.

Federer erhebt sich, in der Hand hält er einen Tennisschläger, den er früher einmal gespielt hat, einen weiß-roten Wilson Pro Staff Six.One 90 BLX aus dem Jahr 2012. Es ist das Jahr, in dem er bei den Olympischen Spielen die Silbermedaille gewann, zum siebten Mal Wimbledon Sieger wurde und an die Spitze der ATP-Tennisweltrangliste zurückkehrte, wie er erklärt. Der Präsident, der selbst Tennis spielt, schaut ihn an.

Ist das wirklich der Schläger, den er damals gespielt hat? Federer lächelt. »Es ist einer davon«, sagt er, »einer von zwölf.«

Roger Federer ist jetzt 38 und hat fast alles erreicht, was ein Tennisspieler erreichen kann. Er hat alle Grand-Slam-Turnie-

re gewonnen: Paris einmal, New York fünfmal, Melbourne sechsmal und Wimbledon achtmal, so häufig wie niemand sonst. In den 22 Jahren seiner Profilaufbahn stand er 310 Wochen an Nummer eins der Weltrangliste. Von den mehr als 1500 Tennis matches, die er spielte, hat er mehr als 80 Prozent gewonnen.

Unter Tennisspielern gilt er allseits als Gentleman, der keine schmutzigen Tricks nötig hat, der ebenso ein guter Gewinner wie ein guter Verlierer sein kann, der nicht flucht, der nicht stöhnt, der den Schiedsrichter nicht anpöbelt und keine Schläger zertrümmert, der noch nicht einmal richtig schwitzt. Sein amerikanischer Rivale Andy Roddick hat einmal zu ihm gesagt: »Ich würde dich gern hassen, aber du bist einfach zu nett.«

Und wenn er dann doch einmal flucht, wie zuletzt im Viertelfinale der Australian

Er schwitzt nicht, er stöhnt nicht, er seufzt nicht einmal.

Open, und dafür eine Verwarnung bekommt, steht das zwar in der Zeitung, aber niemand weiß, was er genau sagte. Federer selbst erklärt nur, dass sein Fluch eine Mischung aus Englisch und Schweizerdeutsch gewesen sei, und er nicht habe annehmen können, dass das jemand verstehe.

Es ist schon so viel Gutes über Roger Federer geschrieben worden, dass man kaum glauben will, wie freundlich er trotzdem geblieben ist. Es gibt schwärmerische Huldigungen. Der amerikanische Schriftsteller David Foster Wallace: »Ein Geschöpf, dessen Körper aus Fleisch und Licht besteht.«

Der Schweizer Autor Christian Uetz: »Seine Rückhandbewegung ist so betörend schön, dass es wieder und wieder zu sehen sofort süchtig macht.« Der südafrikanische Literaturnobelpreisträger J. M. Coetzee: »Ich habe gerade etwas wie das sichtbar gemachte menschliche Ideal gesehen.«

Auf der Website seiner Stiftung haben die Mitarbeiter einen Satz gepostet, der sie beschreiben soll. Lynette Federer, seine Mutter, schreibt: »Think positive.« Robert Federer, sein Vater: »Erwarte nie mehr von

jemandem, als du selbst zu geben bereit bist.« Bei Roger Federer steht: »It's nice to be important, but it's more important to be nice.«

Es ist ein bemerkenswerter Satz eines Menschen, der hauptsächlich davon lebt, andere Menschen besiegen zu müssen. Aber Federer tut alles dafür, dass es kein Widerspruch ist.

Windhuk ist nur der Beginn einer Reise, die ihn nach Kapstadt führt, wo er das Kapstadt-Stadion gebucht hat, das 55 000 Zuschauer fasst. Er möchte dort vor einem Rekordpublikum gegen seinen ewigen Rivalen Rafael Nadal spielen und Geld für seine Stiftung einnehmen, die sich um bessere Schulbildung in Afrika bemüht.

Im Präsidentenpalast hat sich Federer inzwischen auf den Weg zum Ausgang gemacht, es sind nur ein paar Meter, aber er kommt nicht voran. Überall stehen Menschen, die ein Autogramm oder ein Selfie mit ihm haben wollen. Er schiebt sich durch die Menge, signiert Tennisbälle, Badekappen, Lineale und nackte Hände, posiert für Gruppenfotos und ruft dabei »Swiss Cheese«, damit alle anständig lächeln. Irgendwann sitzt er dann wieder im Auto und schweigt erst einmal.

Er schwitzt nicht, er stöhnt nicht, er seufzt nicht einmal. »Gut gemacht, Rodsch«, lobt die Geschäftsführerin seiner Stiftung. Sie hat ein bisschen Mitleid mit ihm, weil es immer so viele Menschen gibt, die nie aufhören, die Nähe zu Federer zu suchen. Roger Federer geht darauf nicht ein. Er sagt: »Der Präsident hat sogar gewusst, dass ich sieben Matchbälle abgewehrt habe.«

Er ist zufrieden mit seinem Tag, zufrieden mit seinem Gespräch, mit dem Präsidenten. Nichts kann ihm in diesem Moment die Laune verderben, weder sein Jetlag noch die Tatsache, dass ihm übel wird, als er versucht, sich über Twitter bei dem Präsidenten zu bedanken. Er hätte das gern sofort erledigt, allein aus Höflichkeit, aber im Auto wird ihm schnell schlecht, weshalb er von nun an geradeaus schauen und alles am Flughafen nachholen muss.

Tennis ist ein hartes Geschäft. Von 52 Wochen im Jahr sind die Spieler 40 unterwegs, aber Federer hat sich angewöhnt, immer nur von der guten Seite zu sprechen. Wenn man ihn fragt, wann er aufhören möchte, lächelt er und sagt, dass er so lange weiterspielen werde, wie er ganz oben mit-

spielen kann. Es mache ihm einfach Spaß.

Er ist es nie müde geworden, etwas auszuprobieren. Es hat ihm zu außergewöhnlichen Schlägen verholfen. Keiner seiner großen Rivalen schlägt den Rückhand-Slice mit so viel Drall wie er, mit 5300 Umdrehungen in der Minute fast so schnell wie ein Vierzylinder-Verbrennungsmotor. Und keiner hat so variantenreiche Vorhände wie er; der Tennisexperte John Yandell zählte einmal 27 Varianten. Als junger Mann war Federer selbst verwirrt von der Auswahl seiner eigenen Schläge, aber er hat nie aufgehört, neue zu erfinden. Er ist einer, der immer den Einsatz erhöht, und schaut, was dann geht.

Kurz bevor er den Flughafen von Windhuk erreicht, quert ein Pavian die Straße. Federer sieht ihn sofort. »Da ist das Tier, das ich sehen wollte«, ruft er, und seine Begleiter freuen sich mit ihm.

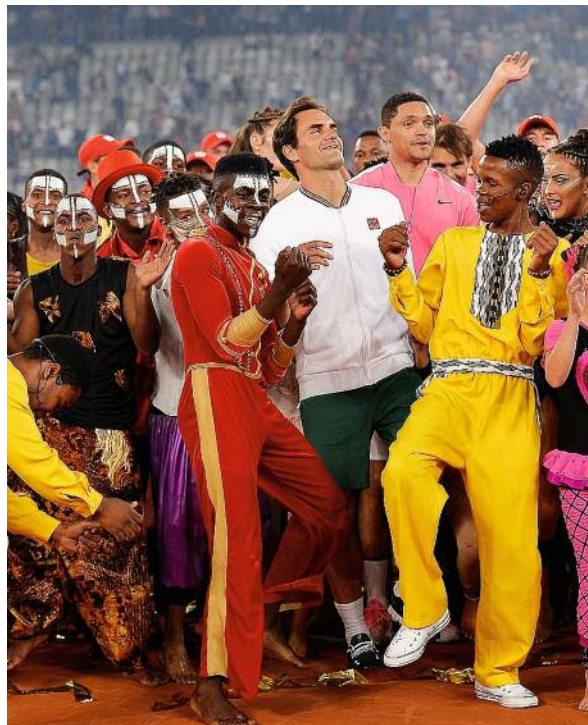
Ein Tennismatch in Kapstadt zu organisieren, dazu noch eines mit Rekordpublikum, ist ein gewagtes Projekt. Zwei weiße Europäer, die auf dem schwarzen Kontinent gegeneinander antreten, es könnte ein großer politischer Stoff sein.

46 Jahre ist es her, dass Muhammad Ali und George Foreman in Kinshasa gegeneinander boxten, ihr Kampf wurde inszeniert wie ein Krieg. »Ali, bomaye!«, riefen die Menschen. Ali, töte ihn. Es war an anderer Ort, eine andere Zeit, in Südafrika herrschte damals noch Apartheid. Aber Roger Federer hält sich lieber raus aus der Politik, es passt nicht zu ihm.

Wenn er gefragt wird, warum er gegen Nadal ausgerechnet in Südafrika spiele, sagt er, seine Mutter sei hier geboren, und das Wetter sei gut.

Er will keiner sein, der laute Kontroversen anzettelt, Debatten für eine bessere Welt. Er arbeitet im Stillen, an Themen wie der Bildung von Kindern und ist lieber im unauffälligen Kleinbus unterwegs statt in einem Konvoi, den er in Namibia wahrscheinlich auch hätte haben können. Aber das hätte wahrscheinlich alle, die er getroffen hat, nur unnötig eingeschüchtert, überall Helikopter, Drohnen, Panzer, salutierende Menschen, so malt er sich das zum Spaß ein wenig übertrieben aus.

Schon als Tennisspieler hat er mit Kravall keine gute Erfahrung gemacht, er erinnert daran, dass er auch einmal eine Zeit hatte, in der er nicht so brav auf dem Tennisplatz stand wie heute. »Die letzten 18 Jahre habe ich mich ziemlich gut erzogen auf dem Court gezeigt«, sagt Federer, »aber ich war ziemlich verrückt, als ich jün-



Profi Federer im Kapstadt-Stadion: »Ein Perfektionist«

ger war.« Er hat einmal Schläger geworfen, sogar zertrümmert. In seiner Karriere sollen es 50 gewesen sein, keine geringe Zahl.

Immer wieder hatten ihn seine Eltern ermahnt, sich doch auf dem Platz besser zu benehmen, um sich selbst nicht zu schaden, sie versuchten es sogar mit Strafen. Einmal musste er im Schrebergarten der Eltern Steine aufsammeln. Aber sein Benehmen wurde nicht besser. Als er 17 war, arbeitete er mit dem Psychologen Christian Marcolli zusammen, und ungefähr zwei Jahre danach war er auf dem Weg zum Gentleman, als den ihn heute alle kennen. Das letzte Mal hat er 2009 einen Schläger zertrümmert. Zumindest öffentlich.

Es gibt Spieler wie John McEnroe, die Aggressionen für ihr Spiel brauchten. Federer hat das nie geholfen. »Er ist ein Perfektionist«, sagt sein früherer Psychologe Marcolli, »wenn etwas misslingt, hat er nicht das Gefühl, er müsse sich gegen widrige Umstände wehren, sondern ist eher von sich selbst enttäuscht. Er hat mir einmal gesagt, dass man für ein großes Match immer zwei großartige Spieler braucht.« Er habe seine Dämonen besiegen müssen, hat er einmal gesagt.

Im Flughafenbus von Kapstadt, der ihn zum Terminal bringt, kommt Federer auf den Bodenbelag zu sprechen, immer ein großes Thema im Tennis. Federer bevorzugt schnelle Böden, Rasen oder Hartplatz, Nadal mag am liebsten Sand. Im Stadion haben sie sich für einen Hartplatz entschieden, des Aufwands wegen, er sei aber orange wie ein Sandplatz. Ein schöner Kompromiss, sagt Federer, er könne

glücklich sein über den Belag, Nadal über die Farbe.

Es geht von nun an um die schöne Geschichte zwischen ihm und Nadal, die beiden ewigen Rivalen, die jetzt, im fortgeschrittenen Stadium ihrer Karrieren, Freunde geworden sind, die sich in den Arm nehmen und über die Farbe eines Tennisplatzes lachen können. Eine Männerromanze.

»Es ist schön, einen der großen Rivalen auch einen Freund zu nennen«, sagt Federer, »ich erinnere mich noch daran, wie schüchtern er als junger Spieler war, wie er zu mir aufschaute und sagte: Was auch immer Roger will, mache ich. Aber dann ist er gewachsen, wir hatten eine gute Zeit, unsere Rivalität wuchs, als wir Nummer eins und Nummer zwei waren, und jetzt, auf dem letzten Stück unserer Karriere, sieht das Leben ganz anders aus.«

Am Tag, an dem das Match stattfinden soll, kommt eine Mail, eine Einladung zu einem »ikonischen Fotoshoot« mit Roger Federer und

Rafael Nadal an der Grand Parade, dem Platz vor dem alten Rathaus von Kapstadt. Von dort hat man einen guten Blick auf den Tafelberg. Sie spielen ein paar Minuten Tennis auf einem Kleinfeld, Federer zeigt Nadal den Tafelberg, dann fahren sie weiter.

Es sind noch neun Stunden bis zum Spiel, das Federer am Ende in drei Sätzen gewinnen wird.

Um halb drei warten neben dem Stadion afrikanische Schulkinder auf die beiden Profis, sie spielen zusammen, sie singen zusammen, Federer und Nadal lesen in abwechselnden Rollen eine Kindergeschichte vor, bei der sie Tiergeräusche nachahmen. Alle haben viel Spaß, die Kinder, aber auch Federer und Nadal.

Noch gut fünf Stunden bis zum Spiel.

Um 15 Uhr betritt Federer zum ersten Mal das Stadion, an jeder Hand ein Kind, eine halbe Stunde spielt er ein paar Bälle mit Nadal, redet dann mit Journalisten, verschwindet in den Katakomben, kommt um 19.30 Uhr wieder zurück, um das »Exhibition Match Double« mit Bill Gates als Partner gegen Nadal und den südafrikanischen Komiker Trevor Noah zu spielen.

Um 20.30 Uhr ist es schließlich so weit. Federer läuft ein letztes Mal durch den Tunnel. Über ihm, so wird es später über die Stadionlautsprecher verkündet werden, sitzen in diesem Moment 51 954 Zuschauer.

Ein weiterer Rekord ist gebrochen. Er hat bereits gewonnen.

Die Show wird weitergehen.